

Aus dem Kirchenwesen einer kleinen Stadt.

Von Werner Haug,

Berlin-Wilmersdorf, Trautenastr. 18.

Wenn man von Schloß und Standesherrschaft Sagan, die heute den Talleyrands gehören, nach Berlin fährt, kommt man meist durch eine kleine Stadt, von deren Kirchenwesen ich hier nach der Chronik des Archidiakonus von St. Marien erzählen will. Als ich kürzlich meine Freunde in der kleinen Stadt besuchte, wurde ich auf die Blätter des Archidiakonus von St. Marien aufmerksam gemacht. Es sind chronik- und tagebuchartige Aufzeichnungen in Form einzelner Blätter, die dort abbrechen, wo der Tod dem Archidiakonus — er blieb im gegenwärtigen Großen Kriege — die Feder aus der Hand genommen haben muß. Man bat mich, Ordnung in die einzelnen Skizzen zu bringen, und sie, wenn möglich, einer Veröffentlichung zugänglich zu machen. Diesem Auftrag komme ich gern nach.

Die Kirche zu St. Marien ist die Haupt- und Stadtpfarrkirche der kleinen Stadt. Mit ihrem architektonisch schönen Turm beherrscht sie den ganzen Ort und gibt dem Stadtbild sein charakteristisches Gepräge. Ein Bild von C. wäre ohne die Linien von St. Marien nicht eigentlich als Bild von C. zu erkennen. So spielt sich das Leben der kleinen Stadt gewissermaßen im Schatten von St. Marien ab, auch heute noch in unserer modernen Zeit, in der längst ganz andere Dinge als Religion und Kirche unser Interesse in Anspruch nehmen.

Damals als der Archidiakonus an St. Marien berufen wurde, schrieb der Evangelische Oberkirchenrat zugleich mit der vorgenommenen Ernennung an das Evangelische Konsistorium der Mark Brandenburg in Berlin: „Wir haben endlich aus den Vorgängen den Eindruck gewonnen, daß das Verhältnis unter den Geistlichen in C. ein wenig Gutes und dem Aufbau des kirchlichen Lebens in den Gemeinden Abträgliches ist. Wenn wir von der weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit zur Zeit auch absehen wollen, in der Erwartung, daß eine Besserung hierin eintreten möchte, so wird der zuständige Herr Generalsuperintendent die Dinge unausgesetzt im Auge behalten und gegebenenfalls durch persönliche seelsorgerliche Bemühungen dahin zu wirken haben, daß ein gedeihliches Nebeneinanderarbeiten der Geistlichen in C.

*) Anmerkung des Herausgebers: Lange habe ich geschwankt, ob ich diesen Aufsatz hier drucken dürfte. Ich habe es getan, weil er das Dokument einer Zeit ist.

von keinem der Pastoren gestört wird“. Es waren also persönlich sehr schwierig gelagerte Verhältnisse, in die der junge, reich befähigte Geistliche berufen wurde.

Der Archidiakonus von St. Marien muß ein eigenartiger Mensch gewesen sein, beherrscht von einem außerordentlich feinen und sensiblen, vielleicht etwas übertriebenen Gefühls- und Empfindungsleben. Verantwortung vor sich selbst, Achtung vor Anderen, Gerechtigkeit und Güte, Erkenntnis der eigenen Unvollkommenheit und Schuld, dazu Gottes- und Menschenliebe scheinen mir nach seinen Aufzeichnungen die Grundgefühle dieses ethisch-religiösen Menschen gewesen zu sein. Das letztlich bestimmende Gefühl seiner geistigen Strebensstufe war, wenn man das so ausdrücken darf, eine geistig-seelische Liebe, die das fremde Sein uneigennützig zu entwickeln und zu steigern suchte. In dem Zusammensein mit den von ihm geliebten Menschen in C. und in seiner geistigen Arbeit empfand er ein Hochgefühl des Glückes, das wir in seiner Chronik nicht übersehen können. Diese Chronik ist keine geruhssame Lektüre, sondern anstrengend und aufregend, mitreißend und erschütternd, eine Aufzeichnung, die das Glück und das Leiden der menschlichen Kreatur eindringlich und ausführlich darlegt und begreifen läßt. Eine gediegene wissenschaftliche Erkenntnis ist hier mit einer mystischen Glut und mit einer tiefen Sehnsucht nach dem Heiligen gepaart. Theologisch vertrat der Archidiakonus von St. Marien einen ganz weiten Liberalismus wie die meisten Intellektuellen der Zeit, in der er jung war. Aus dieser Haltung ergab sich das andere Merkmal seiner Frömmigkeit, seine große Weite und Duldsamkeit, die, hätte er länger gelebt, ihn in späteren Jahren sicherlich in erheblichen Gegensatz zu seiner vorgesetzten Kirchenbehörde gebracht haben würde. Er lehnte die Bibel als absolut sichere Quelle der Gotteserkenntnis ab und lehrte von Jesus von Nazareth, daß wir weder zuverlässig wüßten, wer er gewesen sei, noch was er gesagt habe. Die Geschichte der Kirche sei ein Abfall vom Evangelium Jesu, der schon im nachapostolischen Zeitalter beginne. Die einzige wahre Gottesoffenbarung ist nach dem Archidiakonus von St. Marien das innere Licht, die innere Gewißheit vom Dasein und Walten Gottes, der sich der Menschenseele als der Vater erweist. Dies findet sich allenthalben in seiner Chronik, die bald Meditationen, bald schwungvolle Hymnen enthält, manchmal unterbrochen von einem eigenen oder fremden Gedicht. Er liebte die Bildersprache. In der religiösen Verkündigung ist solche Bildersprache oft mehr als bloß ein Kleid für die Gedanken. Sie ist eine Anschauungsform der Gotteserkenntnis, die zugleich die weitere Erkenntnis in sich schließt, daß in dieser Welt der Tatsachen eine volle Erkenntnis Gottes auf keinem Wege erreichbar ist. So bedeutet eine Einsichtnahme in die Chronik des Archidiakonus

von St. Marien auch einen Gewinn für die theologische Erkenntnis unserer Zeit. Das wird aus seiner fleißigen und gediegenen Arbeit deutlich.

Offensichtlich hat ihm, als er seine eigentlich nur die uns unmittelbar nahe Gegenwart betreffenden Aufzeichnungen begann, die bekannte Szene im Tschudow Kloster aus Puschkins Boris Godunow vorgeschwebt. Die Verse des Chronisten Vater Pimen hat er, der Archidiakonus an St. Marien, auch seiner eigenen Schrift vorangestellt:

Die letzte noch und einzige Erzählung
und meine Zeitenkunde ist vollbracht,
erfüllt die Pflicht, die Gott mir auferlegte,
mir Sündigem. Es setzte nicht umsonst
der Herr als Zeugen mich so vieler Jahre
und lehrte meinen Sinn die Bücherkunst.
Einst findet wohl ein Mönch, ein arbeitsfroher
mein mühevolleres Werk, das namenlose.
Gleich mir läßt er dann seine Lampe brennen.
Streicht von den Blättern den Jahrhundertstaub
und schreibt die wahrhaften Berichte nieder,
daß unsrer Enkel Kinder schauen mögen
der Heimat längst vergangenes Geschick.
Dankbar gedenkend ihrer großen Herrscher
und ihrer Mühen um des Ruhmes willen
und für die Sünden, für die dunklen Taten
in stiller Demut zum Erlöser betend.
Im Alter ward mein Leben wieder neu.
Vergangenes geht ruhig mir vorüber . . .
Einst flog es noch im Sturm, voll von Geschicken,
in Wellen wie der Ozean, das Meer,
Jetzt ist es ohne Laut und still geworden:
Nicht viel Gesichter wahrt mir das Erinnern,
nicht viele Worte dringen bis zu mir.
Und alles andere starb unwiederbringlich.
Doch nah ist schon der Tag, aus glüht die Lampe.
Die letzte noch und einzige Erzählung . . .

Ich hatte — so beginnt nach diesen Versen der Archidiakonus von St. Marien seine Erzählung — bis dahin immer in einer Großstadt gelebt und wenn ich gereist war, hatten mich meine Wege meist in das Ausland geführt. Aus diesem Grunde war ich zu einer deutschen Kleinstadt niemals in eigentliche Beziehungen getreten. Ich liebte daher auch die Kleinstadt zuvor niemals. Zu dem Bilde, das eine Stadt oder ein Dorf in unserer Erinnerung hinterlassen, gehören viele Dinge: Landschaft und Bauten, Handel und Gewerbe, Menschen und Tiere. Für mich waren es besonders die Menschen, die ich dort kennen lernte, die mir späterhin die kleine Stadt C. so anziehend machten.

Was die Phantasie schafft, ist kein Phantom. Auch ihre Schöpfung ist ja nur ein Spiegelbild des Schöpfers, Ausdruck und Symbol der ewigen Wahrheit. In diesem Sinne will ich von der kleinen Stadt erzählen. Es gibt eine große Anzahl von Romanen,

Schauspielen und Dichtwerken, in denen die Religion, die Kirche und die Geistlichen eine Rolle spielen, Darstellungen also, in denen gewissermaßen die Theologie in Kunstform dargeboten wird. Ich will hier im Rahmen meiner Chronik versuchen, diese Fäden fortzuspinnen. Auch durch solche Schilderung kann man ein Stück Kirchengeschichte und Konfessionskunde darstellen, auch durch solche Behandlung kann man bestimmte Frömmigkeitsentfaltungen und Frömmigkeitsrichtungen aufzeigen. Auch durch solche Darstellung erhalten wir für die religiöse Arbeit und Besinnung der Gegenwart Stoff zum Nachdenken und Durchdenken dessen, was der Inhalt der Schöpfung Gottes ist. Der Einbau einer gewissen Handlung in meine Beschreibungen, eine farbige und treue Schilderung der Welt und Umwelt der kleinen Stadt sowie ihres geschäftlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens, die Aufnahme einer an äußeren und inneren Konflikten reichen Liebesgeschichte, Dialog und Briefwechsel will ich als Mittel benutzen, die Darstellung allgemeiner verständlich zu machen. In diesem Sinne spreche ich von dem Kirchenwesen der kleinen Stadt und mit der Absicht zu zeigen, daß wir überall und allezeit in Gott leben, wenn wir das auch aus Mangel an lebendigem Glauben selbst oft genug vergessen haben. Diese kurzen Andeutungen über Inhalt und Tendenz meiner Betrachtungen will ich (so schreibt der Archidiakonus von St. Marien) meiner Chronik vorausschicken.

Die Erfahrung zeigt, daß durch das Leben die Wirklichkeit an uns herangetragen wird. Wir stehen im Leben nicht allein, nicht hüben und drüben. Im Leben selbst knüpfen sich die Fäden. Das Leben ist die Brücke, die dem Menschen von drüben her gebaut ist, damit er von sich selbst wekommt, über sich selbst hinausgelangt, damit er das Leben von der anderen Seite her zu sehen lernt. Es entspricht dem Handeln eines Menschen ja immer ein Vorgang auf der Seite eines anderen Menschen. Aus einem unverbindlichen Ausschauen nach irgendeiner Richtung kann durch das Leben unerwartet schnell ein tätiges Sichmitbeteiligen an dem Leben anderer Menschen entstehen. Das Leben, wenn wir es nicht nur gefühlsmäßig erfahren, sondern es auch verstandesmäßig zu erfassen suchen, ist letzten Endes ja ein faktisches Ergriffensein von der Wirklichkeit selbst. Alles wartende Sichvorbereiten, das dem Menschen als Anlage auf den Weg des Lebens von Gott mitgegeben ist, gestaltet sich durch die Begegnungen des Lebens zu einem wirklichen lebendigen Sein. Von da her kommt die eigentliche Bereicherung des Lebens zustande. Das trifft auch auf die Menschen der kleinen Stadt zu.

Jede Jahreszeit gibt der Landschaft, in der die kleine Stadt liegt, ihr eigenes Gesicht. Wenn man im Sommer irgendwo auf

der Höhe der nahen Berglehne steht, schweift der Blick weit ins Tal. Wie auf einem Schachbrett sieht man dann hinter den Wiesenflächen des breiten Stromtales die goldgelb leuchtenden Roggenfelder und zwischen ihnen in hellerem oder dunklerem Grün die Hafer- und Kartoffelschläge, jedes Feld abgezirkelt wie mit einem Lineal. Zu den Füßen der Berglehne zieht sich das Silberband des großen, machtvoll und majestätisch dahinfließenden Stromes entlang, auf dem ein lebhafter Schiffsverkehr zu Berg und zu Tale herrscht. Ein pulsierendes Leben, das die Menschen der kleinen Stadt so besonders lieben und von der großen Strombrücke aus so gerne beobachten. Wie schön bist du kleine Stadt, wenn du im Glanz der Morgensonne deinen Tag beginnst. Gleich leichten Schleiern hängen Nebelfetzen in den Büschen der Aue und schweben über den Bühnenfeldern und dem friedlich dahinfließenden Strom. Langsam ziehen Kähne lichtübergossen talwärts. Wie schön bist du Mondscheinnacht der kleinen Stadt. Ganz still liegt der friederizianische Markt im silbernen Licht. Der Mond hat sich hinter dem Marienturm versteckt, dessen Schatten in scharfen Konturen auf den Marktplatz fällt. Leise nur plätschert der Marktbrunnen sein immer gleiches, sein immer schönes, sein immer anziehendes Lied: „Wo der Bober in die Oder, wo die Zeit mündet in die Ewigkeit“. Wie schön bist du kleine Stadt in der Mittagshitze eines leuchtend blauen Sonnentages. Von der Höhe der Berglehne schaut man dann hinunter, sieht wie die Sonne ihr schweres Gold in der langsam verblauenden Stunde über die Stadt hin ausgießt. Zwar bietet sich uns hier kein Bild dar, das streng genommen einen Anspruch auf Großartigkeit erhebt, wohl aber ein Bild, das durch seine eigenartige frische Lieblichkeit in hohem Maße reizt und anzieht. Jetzt ist es eine Lust, hier zu verweilen und die Farbensymphonie der Blumen auf das entzückende Auge wirken zu lassen. Blumen sind ja die prächtigsten, wundersamsten, sind märchenhafte und gesegnete Schöpfungen in Gottes großem Garten.

Die Blumen sind schuld, wenn ich ins Träumen gerate. Kann man schlafen in solchen Nächten, wenn die sanften und verzaubernden Gewalten ihres Duftes sehnsuchtsvoll durch die Lüfte wehen? Man kann es nicht. Immer wenn es abend werden will, wenn das Dämmern zärtlich und liebevoll die harten Konturen des Tages verwischt und ins Dunkel hinübergleitet, wenn Phantasie und Träume über die Vernunft des Wirklichen triumphieren, dann bröckelt langsam und unmerklich Stück um Stück des pflichtbewußten Menschen auch von mir, dem Archidiakonus von St. Marien, ab und im Mondschaten der Nacht steht der Romantiker da. Ich will es gar nicht, aber es zwingt mich. Der Duft der Blumen, dieses allgewaltige und verschwenderische Verströmen macht auch aus mir, dem sonst einigermaßen pflicht-

getreuen Geistlichen, einen Jungen mit dummen Sehnsuchtsge-
danken im Herzen. Das veranschaulicht und bewirkt die Früh-
jahrs- und Frühsommerblütenpracht der kleinen Stadt. Ich habe
die großartigen Gartenanlagen im Vatikan, zu Sansouci und Ver-
sailles, in Kairo, Muskau und Herrenhausen gesehen, niemals
aber sah ich ein im eigentlichen Sinne fröhlicheres und fest-
licheres Blühen als hier in unserer kleinen Stadt inmitten der
von mir geliebten Menschen. Hin zur Sonne und zum silbernen
Mond schaut man dann und bedenkt ihren Gang vom Morgen
bis zum Abend und von Nacht zu Tag, hingegeben an die Wun-
der der Natur, hingegeben auch an das rätselvolle Geheimnis
unseres Daseins und die Allmacht Gottes.

Zu anderen Zeiten kann es im Leben der kleinen Stadt wohl
dahin kommen, daß die alte Mutter Oder unangenehme Seiten
aufzieht und schlechte Launen zeigt. Aus seinem Jahrtausende
alten Bett wälzt sich dann der Strom dahin, alles überflutend.
Regen und mildes Wetter bringen nach harter Eisperiode alles
zum Fließen und Strömen. Bäche werden zu Flüssen und Flüsse
zu Strömen und der große Strom selbst, der jäh die harte Eis-
decke durchstoßen hat, verwandelt sich dann eines Tages in einen
großen See. Hochwasser. Ueberall ist das Wasser. Um die Stadt
rauscht und gurgelt es. Glitzernd liegt die Sonne über dem mit
außerordentlicher Geschwindigkeit ansteigenden Wasser, das
allerthalben bis an die großen Chausseen herankommt. Und bald,
nachdem die Eisschicht der Oder sich von ihrer Unterlage gelöst
hat, und — unterstützt von den Sprengungen hinzugezogener Pio-
niere — fortzuschwimmen beginnt, zieht in kaum zu erkennen-
der schmaler Fahrtrinne schon der erste Schlepper des Jahres
talwärts.

Ueberall und zu allen Zeiten findet das Auge Freude an der kleinen
Stadt, die freilich nur dem Beschaulichen ihr innerstes Wesen
öffnet, nur ihn ihre Seele ahnen läßt.

Politisch gehört die kleine Stadt, die 1905 schon 900 Jahre alt
war, als Kreisstadt zum Regierungsbezirk Frankfurt a. O. und
zur Provinz Brandenburg. Der politische Kreis bildete ursprüng-
lich auch eine kirchliche Einheit. Der Superintendent von C. hatte
zunächst alle evangelischen Kirchengemeinden des ganzen po-
litischen Kreises zu betreuen. Das änderte sich in den 70er Jahren
des vorigen Jahrhunderts. Damals wurde der Kirchenkreis C. in
zwei Hälften geteilt. Der Teil nördlich der Oder mit der kleinen
Stadt C. als Mittelpunkt und dem Sitz des Superintendenten
hieß fortan Kirchenkreis C. I. Der Teil südlich der Oder wurde
als Kirchenkreis C. II abgetrennt mit dem Sitz des Superinten-
denten zuerst in Bobersberg und später in Sommerfeld. In C.
besteht auch zur gleichmäßigen Erledigung aller Kassen- und
Rechnungsgeschäfte ein Kreiskirchliches Rentamt, dessen Zustän-

digkeit neuerdings auf verschiedene Kirchenkreise der Nachbarschaft ausgedehnt wurde. Der Einrichtung dieses Rent- und Rechnungsamtes war der Archidiakonus von St. Marien sehr dankbar, da er auf diese Weise weitgehend von den ihm gar nicht liegenden Geld- und Kassengeschäften entlastet und für seinen eigentlichen geistlichen, seelsorgerlichen Dienst frei wurde. Seine eigene Geldwirtschaft war meist in Unordnung. Denn er war einerseits daran gewöhnt, viel an Arme oder Kranke zu verteilen oder sonst wegzugeben. Andererseits glaubte er, und darin zeigte sich eine von ihm selbst zugegebene Inkonsequenz, auf eine gewisse gehobene Lebenshaltung und einen eigenen Lebensstil Wert legen zu müssen. Den hierdurch sich ergebenden Ausfall sowie im amtlichen Kirchenvermögen aus anderer Ursache etwa entstandene Fehlbeträge deckte er stets aus seinem Privatvermögen, das aus diesen Gründen nicht eben größer wurde. So sonderbar solche Weggabe von Vermögenswerten in unserer modernen Zeit, in der jeder möglichst viel selbst zu erwerben und zu besitzen trachtet, anmuten mag, so wird sie doch verständlich und begreifbar aus der dem Archidiakonus von St. Marien eigenen Tiefe der Demut. Er glaubte fest daran, daß durch Demut und Gehorsam die Verklärung der menschlichen Kreatur vorbereitet wird und daß der Verzicht auf Eigenwillen eine Sinnvollendung erst im Verzicht auf Eigentum erhält. Er besaß eine große Sanftmut und wirkliche Demut, war frei von jedem Jähzorn und schalt fast niemals. Offensichtlich war er in gewissem Sinne um eine eigentlich christliche Nachahmung und Nachfolge in der modernen Zeit bemüht. Vollkommene Liebe, Gebet und Gottesfurcht, die ja am Anfang aller Dinge steht, kennzeichneten zu dieser Zeit seinen Charakter. So stand er eigentlich damals schon weitgehend im Kraftfeld eines Höheren und die irdischen Dinge erschienen ihm, der doch ein an Lebensjahren junger Mensch war, merkwürdig verblaßt. Dies erfuhr eine Veränderung durch seine Umsiedlung nach C. und seine Beziehungen zu den Menschen der kleinen Stadt. Denn offensichtlich begann hier der zweite Kreis seines irdischen Wandels.

Vom Kirchenstreit, der damals durch unsere evangelische Kirche ging, hielt sich der Archidiakonus von St. Marien gänzlich fern, obwohl unter seinen Amtsvorgängern in C. Namen waren, die später in dieser Richtung Bedeutung erlangt haben, wenn wir nur an den Propst der Grenzmark oder den Generalsuperintendenten der Kurmark denken. Der Archidiakonus von St. Marien konnte aber solchen Vorgängen letztlich weder Sinn noch Bedeutung zuerkennen, obwohl er die Problematik solchen Geschehens in den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen der Gegenwart wohl zu erfassen im Stande war. Aus dem Wort der Schrift erwächst für den Geistlichen der Dienst. Die Ausrüstung

für solchen Dienst ist Gabe Gottes. Dieser Dienst ist sehr groß und seine Aufgaben über die Maßen ernst. Für den Dienst in der Gemeinde ist Urteilkraft notwendig, ein gewisser Verstand, der richtige Beobachtungen macht und richtige Schlüsse zieht. Man muß die Dinge und die Menschen in ihrer Wirklichkeit sehen, muß zu hören und zu sprechen wissen.

Wenn man des Arbeits- und des Wirtschaftslebens der kleinen Stadt mit ihren etwa 10 000 Einwohnern gedenken soll, die alle irgendwie zu erreichen, Auftrag und Aufgabe des jungen Geistlichen war, muß man sich der Schiffer und Fischer, der Handwerker und Kaufleute, der Eisenbahner und Postbeamten, vor allem aber der Bauern erinnern.

Im Kreise C., der wohl etwa 130 000 Hektar umfaßt, entfallen über die Hälfte des Gebietes auf Waldungen, der Rest auf Ackerland sowie auf Wiesen und Weiden. Davon sind ein Teil Klein- und ein Teil Großbesitz.

Zu den Bauernwirtschaften der kleinen Stadt gehörte auch die Besetzung der Familie Rudolph. Der Hof, auf dem die Familie Rudolph saß, hatte sich von Jahr zu Jahr vergrößert. Man hatte immer getan, was in den menschlichen Kräften stand, und wohl noch mehr, um die Wirtschaft ertragreicher zu gestalten. In harter Lebensarbeit mehrerer Generationen war so aus einem kleinen Anwesen eine richtige große Bauernwirtschaft geworden. Es gab dort Aecker und Weiden, Wiesen und Felder, Scheunen wie Vorratsräume, Stallungen und Wohnhäuser. Das beste und ergiebigste Gelände im ganzen Umkreis fand sich hier. Von weither kamen oft Leute, sich den Bauernhof anzusehen, so schmuck war er. Zwei Birken standen am Toreingang, Bäume, die es sonst in der Umgebung wenig gab. Ehe man in die Wohnräume gelangte, trat man in die Küche ein. Dort kamen immer die Leute zusammen, Männer von ihren Geschäften, Frauen von ihrer Arbeit. Knechte und Mägde fanden sich hier ein, sowie die Kinder mit ihren vielen kleinen und großen Anliegen. Immer geschah etwas in dieser Küche und wenn einmal nichts geschah, redeten die Menschen von einander und über einander, wie das anderwärts auch vorkommen soll. Den besten Ueberblick über den Stand der Wirtschaft hatte die Altbäuerin. Tag und Nacht arbeitete sie in Haus und Stall und Feld, alles in bester Ordnung zu halten. An ihr sollte es nicht liegen. Dann kamen Fritz, ihr ältester Sohn mit seiner Frau und der jüngere Sohn der Familie Hans Rudolph. Hans Rudolph trat schon frühzeitig aus der Gemeinschaft der anderen Menschen heraus. Wenn andere Kinder spielten, schloß er sich aus und ging allein auf das Feld. Dort lag er wohl lange Zeit auf der Erde in der warmen Sonne, die Hände unter dem Kopf verschränkt und träumte in den Himmel hinein. Oder aber er führte mit starken Händen die Pflugschar gleich einem Streit-

wagen in schnurgeraden Furchen über die Aecker. Hans Rudolph war kräftig gebaut und stattlich, in jeder Hinsicht früh entwickelt. Fest stand er mit beiden Beinen auf der Erde, groß und braun-gebrannt von Sonne und Wind. Wirr lag das glänzend schwarze Haar über seiner schön geschwungenen Stirn. Wenn er daher kam, sah jedermann ihm nach, so hübsch war der Großbauernsohn. Wer die Statue des sieghaften Achill im Garten der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zu Korfu in ihrer besonderen Haltung und eigenen Ausdrucksform gekannt hat, fühlte sich immer hieran ein wenig erinnert, wenn er Hans Rudolph sah. Furcht hat Hans Rudolph schon als Kind nicht gekannt und wenn man ihm von fernen Ländern und Abenteuern erzählt hatte, war allemal ein fernes, durchdringendes Leuchten in seine strahlend dunklen, zuweilen seltsam flackernden Augen getreten. Das behielt er auch späterhin immer bei. In der Jugend hatte er ungern und wenig gelernt, doch später das Versäumte in eifrigem Selbststudium nachgeholt. Zuletzt verfügte er bei schneller Auffassungsgabe über erstaunliche Kenntnisse auf den verschiedensten Lebensgebieten. Er war als Kind selbstverständlich getauft und konfirmiert worden, darüber hinaus aber hatte er zu Gott, Religion und Kirche kaum eine nähere Einstellung. Er stand diesen Dingen vielmehr ziemlich fern und im wesentlichen gleichgültig und unempfindlich gegenüber, ohne daß dies aber angesichts der Fülle seiner glänzenden Eigenschaften sein anziehendes Bild getrübt hätte. Ja, die mangelnde Einsicht in diesen Dingen war bei ihm umso verständlicher, als Hans Rudolph vom Absoluten damals noch gar nicht berührt war. Denn nur der vom Absoluten getroffene Mensch kann ja zu Gott aufblicken oder sich gegen ihn auflehnen, nur für ihn gibt es im eigentlichen Sinne die Wahl zwischen Gotteshaß und Gottesliebe. Später hat gerade auch dieses stolze und manchmal trotzige Herz in den äußeren Wechselfällen des Lebens die überströmende, glücklich machende Gnade, und in den mancherlei schweren Ereignissen seines Daseines die Tröstungen Gottes erfahren. Als Hans Rudolph etwa 25 Jahre alt geworden war, löste er sich von dem Bauerntum seiner Familie und gründete in der kleinen Stadt ein eigenes Unternehmen, das den Betrieb einer Lebensmittelgroßhandlung mit einem Detailgeschäft verband. Das war etwa zur gleichen Zeit, als der nur wenige Monate ältere und mit Hans Rudolph bald befreundete Archidiakonus von St. Marien in die kleine Stadt kam. In seiner Lebenshaltung und in der Art, wie er seinen Freunden gegenübertrat, besaß Hans Rudolph die besondere Gabe, den Bogen stark zu spannen und doch nicht zu zerbrechen. Ja, es soll nicht verschwiegen werden, daß seine Freunde an einer von ihm zuweilen bewiesenen außerordentlich starken Rücksichtslosigkeit seines Benehmens Anstoß nahmen und innerlich schwer daran trugen. Er

konnte unvermutet so verletzend und zornig werden, daß man wie gelähmt dagegen war. Hinterher tat ihm das selbst allemal am meisten leid und er versuchte, es durch doppelte Güte und Anhänglichkeit wieder auszugleichen. Ernstlich böse jedoch konnte man ihm in Anbetracht seiner persönlichen Strebsamkeit, der Geradheit seines Charakters und vieler kleiner, zutiefst sympathisch berührender Züge niemals sein. Er verstand es, Anstand und Würde mit seinem ihm von Natur gegebenen Draufgänger-tum harmonisch zu vereinen. Ob zu Hause oder unterwegs, seine Formen waren stets gleichmäßig vorbildlich und anziehend, frei von schauspielerischer Geste und von einer ungezwungenen Würde. Unruhe und gleichzeitig Stetigkeit kennzeichneten seinen Charakter, Drang zu Neuerungen und Beharrlichkeit. Er war gewohnt, sich im Leben mehr auf Eingebungen als auf Erfahrungen, mehr auf die inneren Tatsachen als auf die äußeren zu verlassen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sich der Mensch aus Einfällen und Begnadigungen erneuert, nicht aus Ueberlegungen und Konstruktionen. Oftmals hat er sich über seinen Pflichtenkreis hinaus Aufgaben gestellt und diese auch erledigt. Er hat immer ein offenes Herz gehabt, schnell Zuneigung bekundet und hat es immer verstanden, der Entwicklung der ihn umgebenden Ereignisse mit Aufmerksamkeit zu folgen. Je mehr er sich später in den Netzen des Lebens verfang, umso klarer zeigte sich sein gesunder Instinkt und sein fortschrittliches Denken. Diese Worte sind hier angeführt, um zu zeigen, daß Hans Rudolph niemals in Winkelzüge verfiel. Vielmehr läßt sich wohl von wenigen Menschen sagen, daß sie von sich aus in einem so unmittelbaren Verhältnis zur Wahrheit und zum Vertrauen standen. Selbst die Gebiete und Kräfte seiner Phantasie, der oftmals die großartigsten und blühendsten Bilder zur Verfügung standen, die Macht seiner Persönlichkeit und der Flug seiner über alle Gipfel hinwegstrebenden Leidenschaft waren der Wahrheit unterworfen. Es ist weder Sinn noch Absicht der Chronik, ihm die phantastischsten Eigenschaften anekdotenhaft anzudichten. Er hat genau wie andere Menschen durch alle Höhen und Tiefen des Lebens hindurchgehen müssen, er hat gegen die Gefahren intolerant, eingebildet, eitel, zynisch und gemein zu werden, genau wie andere Menschen ankämpfen müssen, doch er hat obgesiegt. Die Feuertaufe seines Charakters war, daß er schon in seiner Jugend in dem die kleine Stadt durchfließenden Strom mehrfach Menschen vom Tode des Ertrinkens rettete. Dieses Erlebnis mit seiner ganzen Schwere, seinem ganzen Schrecken und Ernst hat auf die Bildung seines Charakters bestimmende Wirkungen ausgeübt.

Trotz der verschiedenen Lebenskreise, aus denen Hans Rudolph und der Archidiakonus von St. Marien herkamen, gab es zwischen ihnen beiden doch eine erstaunliche Einheit und Harmonie des

Denkens und der Auffassungen, die von beiden um so beglückender empfunden wurde, je mehr man von rein äußerlichen Dingen absah und nach einer wahren Wesensschau trachtete. Rede und Gegenrede führten sie oft mit erstaunlicher fruchtbringender Geistesfülle und in lebendiger Kontroverse. Eine Disputation, die sie anlässlich einer von Hans Rudolph dem Freunde gegenüber scheinbar begangenen Rücksichtslosigkeit geführt haben, scheint mir fast die schönsten und tiefsten Gedanken zu enthalten, die in solchem Zusammenhange möglich sind. Archidiakonus: Schwer und schmerzlich erscheint mir die Barmherzigkeit gegen den ungetreuen Freund. Das Zerwürfnis mit dem Freunde hat immer etwas vom Verrat an sich. Er durfte mich nicht mißverstehen, wenn auch alle sich irrten. Er hätte begreifen müssen. Er kennt meine empfindlichsten Stellen, weil ich sie ihm nie verborgen habe. Hans Rudolph: Mag sein, daß Unrecht geschehen ist, mag sein, daß es keine Einbildung oder übertriebene Empfindlichkeit ist. Ziehen wir aber erst einmal von diesem Unrecht die eigene Schuld ab. Das Unrecht geschieht doch nicht ohne Veranlassung, es muß eine Ursache haben. Prüfen wir ganz sachlich die Gründe und Ursachen, die zu dem Unrecht geführt haben, und wir werden erleben, daß das Unrecht schon ziemlich zusammenschrumpft. Archidiakonus: Aber es bleibt doch noch ein sehr großer Rest unschuldig und unbillig erlittenen Unrechts übrig. Hans Rudolph: Das schadet keinem Menschen etwas, wenn er einmal Unrecht erleiden muß. Im Gegenteil, es macht ihn härter gegen sich selbst und zum anderen merken wir, daß wir einen inneren Wert, eine innere Ehre in uns tragen. Dieser Wert ist dem Menschen schöpfungsmäßig mitgegeben, ist seine natürliche Würde. Diese Würde ist unabhängig von Stand und Beruf. Gerade die innere Würde entfaltet ihren Wert, ihre Kraft, wenn wir zu Unrecht angegriffen werden. Die innere Würde lehrt das Vergeben. Archidiakonus: Vergeben ist schwer. In dem unbillig erlittenen Unrecht liegt eine Welt von Tragik. Vergeben kann man nur, wenn man an sich selbst erfahren hat, daß einem vergeben wurde. So weitet sich das eigene erlebte Unrecht zur Frage der Vergebung durch das Kreuz. Hans Rudolph: Man muß nicht nur vergeben, man muß auch schweigen können. Wenn man die alte Freundschaft nicht siegreich zurückrufen kann; bleibt nur das eine übrig, schweigen. Ueber alles Mißverstehen und alle Kränkungen hinweg über den einstigen Freund hartnäckig und unüberwindlich zu schweigen, was er auch immer tun mag und was andere von ihm sagen. Denn wer über den verlorenen Freund redet, läuft Gefahr, ihn in der Bitterkeit des eigenen Herzens noch weit mehr zu verraten, als jener es tat, und das gehört zu den unter Menschen unverzeihlichen Dingen. Dieses von tiefem Gedankenreichtum getragene Gespräch der beiden Freunde fand auf dem oberhalb

der kleinen Stadt auf der Berglehne gelegenen Friedhof statt, den man auf gemeinsamen Spaziergängen häufig aufzusuchen pflegte. Ein anderer Ort, der im Leben der Freunde eine bedeutende Rolle spielen sollte, war der eine Wegstunde von der kleinen Stadt gelegene Tiefensee, ein kleiner märkischer Waldsee von eigenem Reiz und idyllischem Charakter.

Nahe dem Seeufer lag etwas zurückgezogen eine kleine Villa, die früher einmal dem Bankier von Bl. gehört und in der dieser mit seiner Mätresse gelebt hatte. Später, in der Zeit, von der ich spreche, gehörte die Villa der Marquise von P., einer an Schönheit, Geist und Anmut ungewöhnlichen Frau. Die Marquise von P., die eines Tages auf einer Durchreise die kleine Stadt berührt hatte, ließ frei und unabhängig, wie sie war und einer Laune des Augenblicks folgend, die Villa, die ihr damals von Ansehen gefallen hatte, wenige Zeit später durch einen Notar aus der kleinen Stadt für sich ankaufen. Auch das an das Landhaus angrenzende Wald- und Seegelände ging damals in ihren Besitz über.

Von romanischer Abkunft besaß die aus der alten bekannten Künstlerfamilie de P. herstammende Marquise von P. eine gesteigerte Fähigkeit, das Geistige sinnlich und das Sinnliche geistig zu erleben und auszudrücken. Körper, Seele und Gedanken waren bei ihr vorwiegend Ausdruck ihrer Leidenschaften. Sie besaß jene Skepsis, die Paris seiner Jugend auf den Weg des Lebens mitgibt und war, in allen Sensationen der Sinne erfahren, schon frühzeitig in eine gewisse Desillusionierung des menschlichen Daseins eingeführt worden. Es war zweifelsfrei, daß sie bereits damals eine galante Vergangenheit hatte. Ja, sie versuchte nicht einmal, das im eigentlichen und besonderen Sinne zu verbergen. Vom Standpunkt der kleinen Stadt aus hätte man die in der Differenzierung ihrer Gefühle unbedenklich sehr weitgehende Marquise von P. wohl eine Immoralistin nennen müssen. In der ersten Zeit, als sie Hans Rudolph und den Archidiakon von St. Marien kennen gelernt hatte, hat sie auf eine Aeüßerung Hans Rudolphs, daß er schließlich gewisse kleine Schwachheiten entschuldigen wolle, daß eine Frau aber nicht über eine bestimmte Anzahl von Liebhabern hinausgehen könne, in der nur bei ihr möglichen Art und Weise erwidert, sie habe auch jedesmal geglaubt, es sei der letzte. Die Marquise von P. lebte damals im Kreise ihres über alles Bürgerliche weit entwachsenen Seins das Leben bis zum letzten durch und hätte ihrerseits zu jener Zeit wahrscheinlich keine Bedenken getragen, gleichzeitig zu zwei so unterschiedlichen Männern, wie Hans Rudolph und der Archidiakon von St. Marien es waren, ein Liebesverhältnis im eigentlichen Sinne des Wortes zu unterhalten. Sie konnte nur wenige Menschen um sich brauchen, weil sie diese wenigen auch bis zum Grunde des Herzens und der Seele beanspruchte und für sich

allein besitzen wollte. Sie bedurfte gewisser sinnlicher Erlebnisse, weil von diesen Erlebnissen die Saiten ihrer Seele zu vibrieren begannen. In ihr siegte damals in allem das Weib, ein Weib, in dem verborgene Vulkane kochten, weil gefährlicher noch durch Impulse als durch ihre Ueberlegungen. Ihre verliebten Spielereien waren oft mehr als virtuos. Sie schöpfte da aus Mitteln, die ihr ganz allein zu eigen waren und konnte zeitweilig die Maßlosigkeit der Liebe zur Wirklichkeit machen, hingerissen und über sich selbst hinaus wirbelnd in einer Melodie körperlicher und geistiger Aufgewühltheit.

Gleichwohl ließ sich von der zu jener Zeit vorwiegend erotisch beeinflussten Marquise von P. schon damals sagen, daß sie sich auf dem Wege zur Erfüllung befand. Zur Erfüllung dessen, was wir innerlich als Sinn des Lebens erschauen. Es wurde in gewissen Augenblicken ihrer Haltung schon in jenen Tagen in der kleinen Stadt ersichtlich, daß sie eines Tages über die große Einkehr zu sich selbst finden würde. Das große Untrügliche, das unserem Fühlen Tiefe, unserem Schauen Weite, unserem Tun Kraft verleiht, leuchtete aus dieser damals noch ganz an ihre Leidenschaft hingegebenen Frau schon gelegentlich hervor. Oft waren es nur zarte Nuancen, manchmal überraschend stille Momente, die diesen späteren Wandel der Marquise von P. ahnen ließen.

Hans Rudolph und der Archidiakonus von St. Marien waren der Marquise von P. zum ersten Male an einem Abend an dem Seeufer begegnet und grüßten sie, wie man eben eine Dame, der man im Walde allein begegnet, mit Achtung grüßt. Seltsamerweise schienen jedoch die Augen dieser Dame alles andere nur nicht die beiden sie grüßenden Männer wahrzunehmen. Ihre Aufmerksamkeit war offenbar ganz durch andere Vorgänge gefesselt. In den Händen trug sie ein kleines aufgeschlagenes Büchlein, das, hätte man näher zusehen können, unschwer als Anton Tschechows an einem See spielendes Schauspiel „Die Möwe“ zu erkennen gewesen wäre. Aus diesem Buch memorierte die Dame offenbar mit einer wunderbar eigenen Betonung, Klangfarbe und Ausdrucksbewegung: „Die Menschen und die Löwen, die Adler und die Rebhühner, die geweihgekrönten Hirsche, die Gänse und die Spinnen, die schweigsamen wasserbewohnenden Fische, die Seesterne und alle jene, die dem Auge unsichtbar waren, mit einem Worte alle Leben haben ihren traurigen Kreislauf vollendet und sind erloschen“. Hier brachen die Worte mit einem jähen Wehlaut ab, denn ihre Sprecherin war, der Unebenheit des sich zum See hin senkenden Waldbodens nicht achtend, zu Fall gekommen und hart an einen Kiefernstamm angeschlagen. So mußten die beiden Freunde die fremde Dame aufrichten und ihr helfen. Aus dieser ersten, sehr sonderbaren Begegnung entstand in der Folgezeit zwischen diesen drei so verschiedenen Menschen eine nähere

Bekanntheit und bald eine feste Freundschaft. Briefe und Boten wurden nun fast täglich zwischen der kleinen Stadt und dem Seehaus hin und hergesandt. Es verging kaum ein Tag, daß die Marquise von P. nicht die Freunde in der kleinen Stadt oder diese sie in ihrer Villa besucht hätten.

Das Problem, das diesen drei Menschen der kleinen Stadt mit zunehmender Dringlichkeit gestellt war, das Problem, dem sie, wie vorauszusehen, nicht mehr würden ausweichen können, war das der Liebe.

Der Archidiakonus von St. Marien, der von Natur ein ziemlich schüchterner junger Mann war, hatte in seinen Versuchen und Ideen der Selbstvervollkommnung, in seiner besonderen Geistigkeit zunächst zweifelsohne asketische Züge an den Tag gelegt. Er hatte immer ein wenig Abstand von der Stoffwelt gewinnen wollen, um sich über sie und ihre Gesetze zu erheben. Er hatte allzeit geglaubt, sich nicht frei und ungeprüft seinen sinnlichen Regungen überlassen zu sollen, sondern an sich halten zu müssen. So hatte er immer ein wenig unter dem Gebot der Askese gestanden, dieses Wort hier in seinem ursprünglichen Sinn der Uebung und des Arbeitens an sich selbst aufgefaßt. Er hatte stets versucht, seinen Begierden, die ihm die menschliche Natur am meisten zu verwirren schienen, Zügel anzulegen, die Triebe zu lenken, um dadurch ein Gefühl des Befreitseins, der Selbstsicherheit zu erlangen. Er hielt die erotische Entflammung für eine Hingabe an das Gesetz des Stoffes, für Götzendienst, in der Verkennung, daß die liebeglühende Hingabe an eine lebendige Person etwas ganz anderes ist als die Selbstpreisgabe an tote Gegenstände. Er wollte das Herz in seiner Gewalt haben und nicht selbst in der Gewalt des Herzens sein, bemüht sogar, die Begierden seines Körpers in das überscharfe Licht des Bewußtseins zu rücken und dem vernunftgeleiteten Willen zu unterwerfen. Es war vorauszusehen, daß sich dies eines Tages bitter rächen würde. Dieses Geschehnis trat ein, als der Archidiakonus von St. Marien in zunehmendem Maße von Liebe zu der Marquise von P. ergriffen wurde. Die Gewalt der sinnlichen Liebe, deren Göttlichkeit er bis dahin geleugnet hatte, ergriff ihn jetzt einem Dämon gleich und ähnlich wie der große Strom des kleinen Städtchens die künstlich errichteten Dämme umwirft und sich mit verheerender Wildheit überallhin ergießt. Der Archidiakonus von St. Marien lernte jetzt erstmals die ungeheure Macht des Geschlechtsinstinktes kennen, hingegeben an die voll sich entfaltende Lebendigkeit seiner Liebeskräfte. Jetzt empfand er jenseits der früher abgesteckten und so scharf bewachten Grenzen die beglückende Gnade, den Liebesmächten des Lebens zu begegnen. Er erkannte jetzt klar die eigentümlich unberechenbare und unaufhaltsame Natur der Begierden, aber sie erschienen ihm nicht mehr wie früher

unheimlich und verdammlieh, sondern im Gegenteil zutiefst vertraut und begehrenswert.

Hans Rudolph ging in ganz anderer Form an die Dinge heran. Er fühlte sich der Marquise von P. durchaus gewachsen, ja überlegen. Er betrachtete diese Frau, deren Geist und Anmut auch er bewundern mußte, gleichwohl allezeit in seiner vollen vitalen Sicherheit und aus dem Wesen seines unverbildeten, ungeborenen und unbeirraren Instinktes heraus. In ihm lebten alte Vorstellungen seiner bäuerlichen Abstammung nach, denen zufolge das Geschlechtliche dem Menschen gegeben ist als Ausgleich für die vielen Mühen und Nöte des Daseins. Zweck- und Sachmensch wie er war, sah er seine Liebe zu der Marquise von P. zunächst durchaus in diesem Sinne, nicht gewillt, zu dieser Frau in wesentlich mehr als vorwiegend sinnliche Beziehungen zu treten. Er bedurfte ihrer, weil diese Frau ihn seiner inneren Zersplitterung zu entreißen verstand, in einer einzigen übermäßigen Empfindung alle seine Gefühle auf sich zu sammeln wußte. Hans Rudolph blieb sich aber ebenso bewußt, daß es ihm schon oft gelungen war, durch seine Schönheit anzuziehen und alles in Schwingungen zu versetzen, daß man aber selbst in möglichst unwandelbarer Ruhe bleibend, sehr im Vorteil ist.

So eilten die Dinge schon ihrer abschließenden Entwicklung entgegen, daß es eigentlich der von der Marquise von P. bewußt herbeigeführten Entscheidung kaum noch bedurft hätte. Eines Tages lud die Marquise die beiden Freunde für den gleichen Abend zu Gast. Dies wäre an sich nichts besonderes gewesen, sie hatte es schon oft getan, gleichwohl war beiden Freunden, als sie die Einladung erhielten, von vornherein klar, daß an diesem Abend die Entscheidung fallen würde, und es konnte auch nicht zweifelhaft sein, wie sie ausfallen würde. Die Marquise von P. wußte um das Geheimnis, einem Abend alle Farben zu geben, die locken und leuchten. An diesem Abend eines intimen kleinen Festes hatte die Stimmung im Raum jenen Grad des Vertrautseins und einer leisen Beglückung erreicht, die vom Lärm der Ausgelassenheit ebenso entfernt ist, wie von der Kühle betonter Zurückhaltung. Die Marquise von P. stand an die Wand des Salons gelehnt, alles Irdische schien aus den jetzt tief dunkel strahlenden, ganz entrückt blickenden Augen ausgelöscht und mit leicht dunkel gefärbter Stimme, deren Klang in sicher gewolltem, jedenfalls aber reizvollstem Gegensatz zu ihrer zierlichen Erscheinung stand, sang sie das Lied „Ouvre toi“. Eines jener kleinen Lieder ihrer französischen Heimat, in dem alles gesagt wird, ohne daß sich selbst ein empfindsames Ohr dagegen empören könnte. Ouvre toi, dieses kleine französische Lied, das sich niemals übersetzen läßt, weil keine andere Sprache, die Grazie über Unaussprechliches doch zu plaudern, so gepflegt hat, als das

Französische. Die Marquise von P. sang dieses *Ouvre toi* mit einer Stimme, die aus dem Bereich des Blutes soviel Nuancen eines impulsiv empfindenden Vortrages erhielt, daß sich weder Hans Rudolph noch der Archidiakonus von St. Marien diesen lockenden, schmeichelnden Gewalten entziehen konnten. Noch nie hatte Hans Rudolph so schön, so strahlend vor Kraft ausgesehen, wie an diesem Abend. Den Archidiakonus von St. Marien ergriff eine unsägliche Traurigkeit, die von irgendwoher hereingekommen sein mußte, und die sich wie ein Spinnweb auf sein unruhig schlagendes Herz senkte. Die Marquise von P. lächelte mit halb geöffneten Lippen und neigte den Kopf ein wenig gegen Hans Rudolph, eine schöne junge Dame, die sich ganz ausgezeichnet amüsiert. Der Archidiakonus von St. Marien sah plötzlich erschreckend übermüdet aus. Nur sein Blick in dem mehr und mehr ausgezehrt und blutleer aussehenden Gesicht verriet eine qualvolle innere Spannung. Ohne irgend eine Rücksicht auf den Freund zu nehmen, trat Hans Rudolph auf die Marquise von P. zu, beugte sich über sie und küßte sie auf den Mund. Er spürte, daß sie ihn wiederküßte in überströmender, überwältigender Haltung. Der Archidiakonus von St. Marien, der sofort den Salon verließ, hörte die Marquise von P. noch die Verse aus *Verdis Othello* beginnen, die Hans Rudolph fortzusetzen schien:

Desdemona: O daß uns Gott bewahre,
Die Liebe wachse mit der Zahl der Jahre.

Othello: Amen sag ich gerne,
Ihr hört uns ew'ge Himmelssterne.

Desdemona: Amen ihr Sterne.

Othello: Mir schwindelt es vor Wonne
Mich überläuft's, es zittern meine Glieder . . .
O küsse mich!

Desdemona: Othello!

Othello: Küß mich wieder!
Schon wollen die Plejaden des Meeres Saum be-
rühren.

Desdemona: Ja spät zu Nacht ist's.

Othello: Venus soll uns führen.

In der Folgezeit fühlte sich der Archidiakonus von St. Marien in der kleinen Stadt besonders geborgen. Er brauchte jetzt diese völlig vertraute, äußerlich durch nichts Lärmendes der Welt gestörte Kleinstadtstille, um der inneren Stürme Herr zu werden, denen sein fein auf jede Gefühlsregung in der eigenen wie in anderen Seelen reagierendes Herz durch diese außerordentlichen Vorgänge in reichstem Maße ausgesetzt war. Für den Archidiakonus von St. Marien barg dieses Geschehen eine doppelte Tragik. Er hatte die Frau, die er liebte, verloren und der, an den er sie verloren hatte, war sein Freund, den er ebenfalls liebte. Sein

Gesicht, seine Haltung in den auf diesen Abend folgenden Wochen sprachen von einer müden Hoffnungslosigkeit und völligen Verzweiflung. Bitteres Leid lag in den ganz vergrämten Zügen und war er endlich frei von den Tagesgeschäften, so rannen wohl ständig heiße Tränen über die ausgezehrten Wangen. Ein heiserer Husten begann immer häufiger die hagere, mehr und mehr kraftlos werdende Gestalt zu erschüttern. Eines Tages hieß es, der Archidiakonus von St. Marien sei krank geworden. Die Marquise von P. und Hans Rudolph, die sich beide ihm gegenüber nicht frei von Schuld fühlten, pflegten ihn mit großer Aufopferung. Als der Archidiakonus von St. Marien, gesund geworden, wieder auf der Kanzel seiner Kirche stand, wich er zum ersten Male von seinem sonst immer sorgfältig beachteten Predigtmanuskript ab. Aus ihm sprach die durch tiefes Leid gegangene Seele. Und damit ging durch die doch mehr oder weniger bunt zusammengewürfelte Besucherschaft des Gotteshauses jenes wunderliche Wehen des Geistes und der Andacht, das jeder Redner fühlt, wenn es auf unsichtbaren Wogen an ihn herangetragen wird. Jenes seltsame und feine Element der Gemeinschaft, das nicht meßbar und nicht wägbare doch vorhanden ist und das seine Ströme aussendet zu allen Menschen und ihre Herzen und Seelen in seinen Bann zwingt.

Die dem Archidiakonus von St. Marien von jeher innewohnenden mystischen Kräfte kamen in der Folgezeit seines Lebens zu starkem Durchbruch. Er hatte sich nun mühsam zu der Erkenntnis durchgerungen, an sich die Unendlichkeit des gnadenhaften Handelns Gottes erfahren zu haben. Stillstand, Ruhe in Gott, waren nun sein Ziel. Die einmal vorhandene momentane dynamische Intuition seines körperlichen Empfindungslebens hatte sich nicht durchsetzen können, das resignierte Herz gab sich nun ganz der Sehnsucht nach dem Unendlichen, Ueberweltlichen, Transzendenten hin. So lehrt das Leben erst die Werte verstehen am Erleben. Der Archidiakonus von St. Marien fühlte sich gepackt in diesem Erleben. Es trieb ihn in zunehmendem Maße ab von dem Irdischen und von allem, was die Vergänglichkeit uns schenkt. Nach den Plagen und Qualen der letzten Begebenheiten vermochte seine menschheitliche und menschliche Seele jetzt, den Staub der irdischen Leidenschaften abzuschütteln. In mystischer Erfahrung und in einem Sichverströmen im Gebet fühlte er sich ergriffen von der übermächtigen Gegenwart Gottes. Die Gegenwart Gottes empfand er jetzt als das allein wahrhaft Seiende, als übermäßige, überflutende Realität. „Gott herrschte nun ganz über meiner Seele“. Das ist der Inhalt der dem Archidiakonus von St. Marien so zuteil gewordenen mystischen Erfahrung.

Er blieb nicht der einzige aus dem Kreise dieser Menschen der kleinen Stadt, der Begriff und Wirkungen einer tiefgehenden Wandlung an sich erfuhr. Am Tage nach jenem Abend schrieb die Marquise von P. an Hans Rudolph:

Seehaus, heute.

Und sei's mein Untergang erfahren
Will ich zuvor, was schon seit Jahren
Verschwiegne Herzenswünsche fragen,
Die ungestüm ans Licht sich wagen.
Ich schlürf das Zaubergift Verlangen,
Mich hält der Sehnsucht Bann gefangen.
Ich seh Sie stets, an jedem Ort
Verfolget mich Ihr Blick und Wort.
Ich schreib an Sie ohn all Bedenken!
Ist damit nicht genug gesagt,
Sie können ungestraft mich kränken,
Ich beug mich wehrlos Ihrer Macht.
Doch glimmet für mein traurig Los
Ein kleines Fünkchen Mitleid blos,
So werden Sie mich nicht verlassen
Erst wollt ich mein Geheimnis wahren
Und nimmer, nimmer tät mein Mund
Des Herzens Sehnen Ihnen kund.
Nimmermehr.

O tief im Herzen soll's verschlossen sein,
Von andern ungeachtet soll's lodern, brennen
Doch ach vernichtend dringet alles auf mich ein,
Gebieten kann ich nicht dem Herzen mein!
Mag kommen, was da will! Wohlan ich will's bekennen!
Was führte Sie in meine Einsamkeit!
Was war's? Welch Wünschen, welch Verlangen?
Ersparet wär' mir alles Leid!
Ersparet alles Hoffen, Bangen
Der heißen Seele leidenschaftlich Wallen
Hätt wohl dereinst geheilt die Zeit.
Es hätt ein andrer mir gefallen.
Ich hätte ihn geliebt vor allen,
Ein Anderer! Nein nimmer hätt' hiernieden
Ich einen anderen mir erwählt.
Du bist vom Schicksal mir beschieden,
Ich bin vom Himmel Dir vermählt.
Nicht hat das Schicksal mich verblendet
Das sel'ge Hoffnungen mir gab.
Gott selbst hat Dich zu mir gesendet
Mein Hort bist du bis an das Grab.
Du bist mir oft im Traum erschienen
Und ungekannt schon liebt ich Dich.
Dein holder Blick betörte mich.
Und Deiner Stimme muß ich dienen.
Du tratetest ein, ich sah Dich kommen
Mein Herzblut stockte, ich erglühte
Und freudig rief's in mir: Er ist's
Du warst im Geist mir immer nah,
Du warst's, den ich auf allen Wegen
Beständig sah,
Du warst's, den ich beständig hörte,
Der all mein' Sinnen mir betörte

Des Bild mich eingewiegt zur Nacht,
 Hast Kosenamen mir gegeben
 Und holdes Leben angefacht.
 Sag bist als Schutzgeist Du gesendet?
 Hast als Versucher mich geblendet?
 Gib' Antwort, lös die Zweifel mir!
 Hat mich das Traumgesicht betrogen
 Fand ich ein Trugbild nur in Dir?
 Ist jede Seligkeit gelogen?
 Sei's wie es will
 Mein ganz Geschick
 Ist an das Traumgesicht gebunden.
 Du bist mein Sehnen, bist mein Glück
 Durch Dich allein werd ich gesunden.
 Bedenke nur, ich bin allein.
 Ich bau auf Dich
 Du wirst mich hören
 Ein einzig Wort des Trostes sprich.
 Doch straft verdienter Vorwurf mich
 So wird ein Wort den Traum zerstören.
 Ich schließe. O verstoß mich nicht.
 Mißbrauche nimmer mein Vertrauen
 Auf Dich Du holdes Angesicht
 Auf Deine Ehre will ich bauen.

(Puschkin/Tschaikowski, Eugen Onégin, Szene der Tatjana).
 Stets die Ihre, Désirée, Marquise von P.

Zum ersten Male in ihrem Leben handelte die sonst so erfahrene Frau unbedachtsam. Jede kluge Frau hat ja ein Gefühl dafür, daß sie umso mehr Vormacht über den Mann behält, je mehr sie auf Abstand drängt. Je hartnäckiger sie um sich werben läßt, umso abhängiger macht sie den Mann. Die sich weitgehend versagende und unnahbare, nicht die sich billig und beliebig verschenkende Frau hat ja den großen Liebeserfolg. Hat die Marquise von P., deren Erfahrung in galanten Dingen außer jedem Zweifel stand, das nicht gewußt? Sie hat es wohl gewußt, aber sie fühlte deutlich, daß nun zum ersten Male in ihrem Leben die große und richtige Liebe von ihr Besitz ergriffen hatte. Sie war sich bewußt, ganz anders als in früheren Fällen, daß sie Hans Rudolph bis zur Hingabe des eigenen Selbst zu lieben gewillt sei. Niemand kann sich im eigentlichen Sinne des Wortes verlieben, wenn er will und in wen er will, er kann beides nur mit Gottes Hilfe. Die erlösende, sich hingebende Liebe hatte die Marquise von P. ergriffen und sie zeigte in der Folgezeit ihren Charakter der Selbstentäußerung in dem unwiderstehlichen Drang, den Geliebten mit Gaben der Liebe zu überschütten und sich selbst wegzuschenken bis zur Aufopferung des eigenen Selbst. Diese für die Marquise von P. selbst völlig neue und erlösende Kraft ihrer Liebe bestand in dem ihr anschaulichen Bewußtsein, in Hans Rudolph einen höchsten Wert gefunden zu haben, in dem sich die Fülle des Daseins für sie kundtat. Mit den Augen der aus der Erotik zur Liebe gewandelten Frau sah die Marquise von P. in Hans Rudolph

das Reine, das Unbezweifelbare, das Absolute. Sie sehnte sich danach, vor dem Unendlichen niederzuknien und es anzubeten. Aus dieser Erkenntnis heraus glaubte die Marquise von P., sich offen und ehrlich und rückhaltlos zu ihrer Liebe bekennen zu müssen. Aus diesem Grunde glaubte sie für ihr Liebesbekenntnis gerade die von romantischer Liebessehnsucht und inniger Gefühlswärme getragenen Worte jener rührendsten Mädchengestalt, der bekannten Puskin'schen Tatjana, wählen zu dürfen.

Es war der verhängnisvolle Irrtum der Marquise von P. anzunehmen, daß dieser ihr selbst so deutliche Wandel ihres Gemüts- und Gefühlslebens auch ändern ohne weiteres erkenntlich werden könnte.

Hans Rudolph jedenfalls war von dieser Erkenntnis weit entfernt. Zu sehr war er sich des Kultus der äußeren Schönheit, den diese Frau stets um sich ausgebreitet hatte, bewußt. Zu sehr kannte er die Differenzierung ihrer Gefühle, in denen manchmal fast bis zum Lasterhaften und Schamlosen kein allzu weiter Weg mehr gewesen wäre. Wenn er auch der Marquise von P. in seiner äußeren Einsamkeit und um der sinnlichen Betäubung willen bedurfte, so dachte er doch jedenfalls keineswegs daran, ihr in seinem Herzen und Denken den Platz einzuräumen, den die Marquise von P. sich nun erhoffte und erträumte. Und als die Marquise fortfuhr, in dieser Form an ihn zu schreiben, begegnete er dem mit zunehmender Zurückhaltung und zeitweilig mit einer außerordentlich abweisenden Haltung.

Mitten unter diesen Umständen wob sich ein blutigroter Einschlag in den Bildteppich der kleinen Stadt. Der Große Krieg begann. Es wurde ein Schicksalsjahr für alle Menschen, auch für die Menschen der kleinen Stadt. Von einem Dornröschendasein des Städtchens konnte keine Rede mehr sein. C. war zwar schon in der Vorkriegszeit Grenzgarnison gewesen. Es konnte also als Soldatenstadt auf eine gewisse Tradition zurückblicken und war auch schon früher immer mit mehreren Waffengattungen belegt gewesen. Jetzt seit Kriegsbeginn aber war dort ein ständiger, kaum einen Tag abreißender Wechsel. Die einen gingen, die anderen kamen. Mit der überaus starken Truppenbelegung wurde gleichzeitig ein nie abreißender Strom zusätzlichen Fremdenverkehrs durch Angehörige der Soldaten in die kleine Stadt gezogen, sodaß deren idyllischer Charakter in dieser Zeit weitgehend verloren ging. Das gigantische Ringen im Osten forderte auch für die kleine Stadt und den ganzen Kreis schmerzliche Opfer.

Mit den anderen Kameraden ihres Jahrganges waren auch Hans Rudolph und der Archidiakonus von St. Marien zu den Waffen eingerückt. Der Zufall wollte es, daß beide ihrer beruflichen Vorbildung gemäß an von einander weit getrennten Ab-

schnitten der Ostfront zum Einsatz kamen. Den Archidiakonus von St. Marien berief der um den Ausbau der deutschen Militärseelsorge hochverdiente Evangelische Feldbischof der Wehrmacht, der dem jungen strebsamen Geistlichen persönlich zugetan war, zum Feldseelsorger. Die Feldseelsorge ist ja der wichtigste Teil der ganzen Wehrmachtsseelsorge in Deutschland und steht als ein maßgeblicher, heute freilich in manchen Punkten scharf umstrittener Teil in der Volks- und Menschenführung des neuen Deutschlands. Um zur rechten Mitarbeit an diesem einzigartigen Werke deutscher Geschichte an seinem Platze in der Lage zu sein, vertiefte sich der Archidiakonus von St. Marien mit Eifer in die großen Zusammenhänge seines neuen Aufgabengebietes und versuchte sie mit dem Herzen zu empfinden, nicht nur verstandesgemäß zu erfassen. Die Richtlinien für die Durchführung der deutschen Feldseelsorge sagen: „Alle Kriegserfahrungen haben gelehrt, daß die seelische Kraft eines Heeres seine beste Waffe ist. Sie zieht aber ihre Kraft in erster Linie aus einem festen Glauben. Die Feldseelsorge ist daher ein wichtiges Mittel zur Stärkung der Schlagkraft des Heeres“. An dieser Stelle wird also in Anknüpfung an eine große Tradition der deutschen Geschichte die positive Wirkung der religiösen Kräfte überhaupt und für den deutschen Soldaten besonders ausgesprochen. Das Merkblatt für die Feldseelsorge fährt dann fort: „Die Feldseelsorge ist eine dienstliche Einrichtung der Wehrmacht und wird der Förderung und Aufrechterhaltung der inneren Kampfkraft umso wirksamer dienen, je mehr sie sich nach den seelischen Bedürfnissen des deutschen Soldaten im Kriege ausrichtet, allein das gemeinsame betont und jeden konfessionellen Streit ausschließt. Die Feldseelsorge übt ihren Dienst an den Soldaten christlichen Bekenntnisses, die den Wunsch haben, seelsorgerlich betreut zu werden. An den seelischen und religiösen Bedürfnissen des Soldaten im Felde gemessen, kommt es nicht darauf an, welcher Konfession der Seelsorger angehört, sondern daß er der seelischen Haltung der Truppe wirksam dient. Es ist seine Aufgabe, in der Truppe den Glauben an Gott zu stärken. Von Ihm ist dem einzelnen seine Aufgabe gestellt, getreu seinem dem Führer geleisteten Eide, sein Bestes für sein Volk und Vaterland einzusetzen“. Das Soll, von dem her die bessere Stellung zur Welt gewonnen wird, erhebt sich über alle anderen Pflichtgebote, weil es von Gott stammt. Dies ist eine Erkenntnis, die stets sich vor Augen zu halten, besonders für den Kriegspfarrer von Wichtigkeit ist.

Seine religiösen Richtlinien und Unterweisungen als Feldseelsorger bezog der Archidiakonus von St. Marien von seiner Kirche, der er angehörte, durch den evangelischen Feldbischof der Wehrmacht als seinem geistlichen Leiter und immer gütigen und verständisvollen Vorgesetzten. Ihm verdankte er viel an Anleitung,

an Erfahrungen und praktischen Ratschlägen. „Das alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden“ (2. Kor. 5, 17) und wo das Alte fortlebt, zeigt es sich in neuer Gestalt. So sah der Archidiakonus von St. Marien die Aufgaben der Feldseelsorge im gegenwärtigen Kriege. Im eigentlichen Sinne haben ja nur noch zwei Arten der Predigt ihr Lebensrecht bis in unsere Zeit erhalten. Die eine legt Zeugnis für die christliche Religion ab und tut dar, wie christliches Denken und Handeln alle Gebiete des Lebens erfaßt. In der anderen Art von Predigten bekennt sich der Prediger als echter Jünger seines Heilandes zum Wort Gottes selbst. Wesen und Zweck der Predigt findet man doch darin, in die Wirklichkeiten und tatsächlichen Gegebenheiten des Alltages einzudringen und zu zeigen, daß alle unsere Fragen und Nöte, unsere glücklichen und schmerzlichen Stunden durch den Glauben geläutert werden. Für den Feldseelsorger entsteht dazu noch die weitere Aufgabe, sich allezeit den besonderen Bedürfnissen des Krieges voll und ganz anzupassen. Damit erwächst für ihn die schwere Verpflichtung, alle Vorgänge zu sehen im Lichte des Kampfes, des Todes und des Sieges, die Dinge einzuordnen in die ewige Wahrheit.

Dem Archidiakonus von St. Marien war es um eine wahrhaft religiöse Betreuung der Soldaten und Kameraden zu tun, ihm lag daran, eine Unterstützung zu gewähren, die befreiend und stärkend wirkte in der Förderung des Einsatzes und der Kameradschaft. In einem hilfsbereiten Dienen, in einer Fruchtbarmachung und Pflege der inneren religiösen Kräfte in den deutschen kämpfenden Soldaten sah er seine Aufgabe. Der deutsche Soldat sollte sein Volk und Land, seine Frau und Kinder, sein eigenes Geschick in Gottes Hand wissen und in solcher Zuversicht selbst frei sein zu letztem und höchstem Einsatz. Hiervon ausgehend suchte der Archidiakonus von St. Marien, soweit ihm nicht durch Divisionsbefehl ein besonderer Auftrag erteilt war, nach pflichtgemäßem Ermessen seinen Platz dort, wo er am meisten nützen konnte. Er tat dies in sehr unauffälliger und schlichter Weise und in dem Bewußtsein, helfen und dienen zu wollen. Er sprach mit der gleichen ruhigen Haltung zu Gottesleugnern und Gottesfreunden, auf welchen Unterschied es im Kriege auch gar nicht ankommt, er sprach von Kamerad zu Kamerad und von Mann zu Mann. Nie drängte er seinen Dienst irgendwie auf und ergriff gern jede Möglichkeit, zu den bereitgestellten, den vorrückenden und den in vorderster Front kämpfenden Truppen zu gelangen und dort zu sein, wo er gebraucht wurde. Sein besonderer seelischer Dienst an den Verwundeten und Sterbenden auf dem Hauptverbandsplatz und an anderen Orten darf nicht unerwähnt bleiben, soll das Bild von der Tätigkeit des Archidiakonus an St. Marien als Feldseelsorger nicht unvollständig bleiben. Er erwarb die Achtung sei-

ner Vorgesetzten und die Zuneigung der Soldaten und Kameraden, denn jeder sah den still an seinem Platze seine Pflicht tuenden Menschen gern. Nie wäre es auch ganz anders eingestellten Menschen in den Sinn gekommen, von dem Archidiakonus an St. Marien verächtlich als Pfaffen zu sprechen. Es war eine so eigene Haltung in dem Wesen des jungen Mannes, die das von vornherein ausschloß, obwohl offensichtlich war, daß er anfangs alle körperlichen und geistigen Kräfte aufbieten mußte, der Schreckenisse und des Entsetzens des Krieges Herr zu werden. Seine Seele war wie die aller vorwiegend geistig eingestellten Menschen außerordentlich empfindsam und leidensfähig, sodaß ihn anfangs häufig ein Grauen vor der unheimlichen, im Kriege in Erscheinung tretenden Dynamik des Bösen packte, doch gelang es ihm, in härtester Selbstzucht diese Schwächen zu überwinden. Die Frage, was ist Gott?, die sein ganzes Leben beherrschte, begann zwischen den Schlachtfeldern und im täglichen Angesicht des Todes und so vieler anderer tragischer Geschehnisse eine neue Antwort zu finden. Das „Obere Leitende“, wie Goethe es nennt, hatte voll von ihm Besitz ergriffen. Alle seine Erfahrungen waren jetzt in dieser Ganzheit eingeschlossen. All sein Tun kam aus der schöpferischen Seinsmitte des Christentums, wie des Krieges. Zu dieser Zeit bekam man von ihm den Eindruck, daß er das Leben Jesu Christi nicht etwa erzähle, sondern im Walten des Krieges miterlebe und daß er die Lehre gewissermaßen durch sich hindurchgehen lasse. Sein Leben und seine Predigt öffnete damals den Soldaten und Kameraden die Augen für einen geistigen Zusammenhang im Sein, der dem im Kriege zutage tretenden Leiden und Streben einen tiefen Sinn zu geben vermochte, sie führte dahin, die Welt des Krieges nicht als Spiel des Zufalls, sondern als Teil der göttlichen Schöpfung zu sehen.

Vielleicht können wir das Unausgesprochene, aber doch klar Angedeutete des Lebens des Archidiakonus von St. Marien in dieser Zeit in die drei Worte kleiden: Sehnsucht, Heimat, Glaube, und damit gleichzeitig den Weg kennzeichnen, den der junge Geistliche damals ging, gehen mußte, um aus dem Endlichen seines Wirkens in die neue Fülle gestalteten Lebens zu finden.

Nur wurde alsbald erkenntlich, daß sich seine Kraft sichtbar verzehrte. Seine Gesundheit war nach den vorangegangenen Ereignissen nie die beste gewesen, seine körperlichen Kräfte von jeher gering. Schwäche und Erschöpfung setzten ihm daher oft hart zu, doch wußte er das immer mit sich allein auszumachen, ohne daß es besonders viel aufgefallen wäre. So in Gebet und Mühe lebend, war er schon damals ersichtlich auf dem Wege, Bürger einer anderen Welt zu werden. Tagsüber arbeitete er unermüdet und die Nächte durchwachte er in dem Gedanken an die von ihm so geliebten Freunde der kleinen Stadt, mit denen

er auf das engste zusammen zu leben gewöhnt war, und die er daher schmerzlich vermißte.

Hans Rudolph war zur gleichen Zeit am mittleren Abschnitt der Ostfront einem Bataillonsstab als Verpflegungsunteroffizier zugeteilt. In jedem Bataillon sind zwei Verpflegungsunteroffiziere vorgesehen, der eine zur Unterstützung des Truppenzahlmeisters in der Verpflegungsbearbeitung, der andere, wie das Hans Rudolph geworden war, als Führer der Verpflegungstrosse. Solch Verpflegungstroß dient zur Durchführung des regelmäßigen Verpflegungsnachschubs von der Divisionsausgabestelle zur Feldküche, sowie auch zur Mitführung von laufender Verpflegung bei der Truppe selbst. Die Verpflegung der Truppe geschieht ja entweder durch Nachschub oder durch Entnahme aus dem Lande. Den täglichen Turnus für die Ergänzung der laufenden Verpflegung der Truppeneinheit muß man sich so vorstellen: Marsch der leeren Trosse zur Ausgabestelle, Empfang in der Ausgabestelle, Marsch der beladenen Trosse zu ihren Einheiten. So übernahm auch der Verpflegungsunteroffizier Hans Rudolph die tägliche Führung seiner Verpflegungsfahrzeuge (Verpflegungsstaffel II) und brachte den Proviant mit seinen Lastkraftwagen entweder bis zu den Feldküchen der Einheiten oder er schlug die Verpflegung an befohlenen Punkten auf die Verpflegungsstaffel I um. Solche unermüdliche Sorge um das Wohl der Truppe und seine ständige restlose Einsatzbereitschaft hatten den Verpflegungsunteroffizier Hans Rudolph und seine Truppe eng zusammengeschweißt. Wenn Hans Rudolph mit seinem Verpflegungstroß täglich zur Anweisestelle kam, erfuhr er dort durch Aushang für den Empfangstag den Speisezettel. Auf Grund dieses Speisezettels hatte er durch Multiplikation der vorgeschriebenen Einzelsätze mit seiner Verpflegungsstärke die Empfangsbescheinigung aufzustellen und gegen Anweisescheine seine Verpflegung in Empfang zu nehmen. Die Truppenverpflegung wird gattungswise empfangen und muß auf die einzelnen Einheiten des Bataillons unterverteilt werden. Hans Rudolph mußte also jeweils auf Grund des Speisezettels und der Verpflegungsstärke der Kompanien ausrechnen, welche Menge jede Einheit zu beanspruchen hat und dann die praktische Aufteilung durchführen. Das alles muß schnell und genauestens durchgeführt werden. Gleichzeitig muß darauf geachtet werden, daß richtig geladen wird. Verpflegung in schwerer Verpackung, wie Kisten und Fässer zu unterst, Brot und Verpflegung in leichterer Verpackung nach oben. Auf diese Weise wickelte sich Tag für Tag für Hans Rudolph die Zuführung der Verpflegung von der Ausgabestelle bis zur Truppe ab. Das Geheimnis dieser Tätigkeit liegt darin, befehlsmäßig und vor allem in der praktischen Durchführung den Anschluß von Troß zu Troß bzw. zur Feldküche richtig einzu-

fädeln und durchzuführen. So einfach es klingt, solche Verpflegungszuführung theoretisch darzustellen, so schwierig ist sie oft praktisch, weil jederzeit unzählige kriegsmäßige Zwischenfälle eintreten. Immer war Hans Rudolph unterwegs, trotz Sand und glühender Hitze, in hoffnungslosem Schlamm und dauern dem Regen, in Schnee und Eis. Allein mit Fahrer und Beifahrer und seinen Lastkraftwagen inmitten eines häufig völlig unwegsamen Geländes, den allenthalben auftretenden Partisanen und ihrer hinterlistigen Kampfweise jederzeit besonders ausgesetzt. Oft mußten alle das Letzte hergeben. So gehörte auch Hans Rudolph in die Reihe derjenigen deutschen Soldaten, die in den Monaten und Jahren dieses Krieges an allen Fronten geschichtlich Beispiellostes geleistet haben. Hans Rudolph tat in bedingungslosem Einsatz das Einmalige fast wie selbstverständlich. Jeder Phrase und jedem falschen Pathos von jeher abhold, machte er oft genug das Unmögliche möglich und vollbrachte Wunder der Tapferkeit im Ertragen schwerster Strapazen und Entbehrungen, in der Ueberwindung und überlegenen Abwehr feindlicher Angriffe, in oft notwendig werdendem siegreichem Angriff und Einzelkampf. Die Hans Rudolph wesenseigene Tüchtigkeit und Tapferkeit gab seinem Willen und seiner Haltung eine unerschütterliche Festigkeit in Richtung gegenüber den stärksten Drangsalen. In seiner starken Verantwortung, seiner persönlichen Entschlußkraft und in seiner inneren Bereitschaft war er beispielgebend für seine Leute. Sein Antlitz unter dem Stahlhelm, seine leuchtenden Augen, sein strahlender Blick, seine oft fest zusammengebissenen, zuweilen wieder leicht geöffneten Lippen, seine aufrechte Haltung und Gesinnung,, ein manchmal über seine Züge gehendes heimliches Lächeln, das Wissen um große und größte Dinge, das alles gab ihm das Bild des ewigen, man kann auch sagen des vielgeliebten Soldaten, denn die Liebe und die Ewigkeit sind eines.

Wenn Hans Rudolph an die Marquise von P. oder an den am anderen Teil der Ostfront stehenden Freund schrieb, so gehörten seine Briefe oft zu jener Art von Feldpostbriefen, die wir alle kennen. Briefe, die mit Bleistift auf behelfsmäßiger Unterlage auf ein leeres Blatt, das eben greifbar gewesen war, mit flüchtiger und doch energischer Schrift hingeworfen und mit rascher Hand mit ihrer Anschrift versehen waren. Briefe, denen man es schon von außen ansah, daß sie auf kurzer täglicher Rast, im Vormarsch, während einer Gefechtspause oder am Abend eines kampffeißigen Tages geschrieben worden waren. Oft waren es nur wenige Sätze in soldatischer Kürze, die mit ebenso einfachen und schlichten wie tief ergreifenden Worten aussagten, was Hans Rudolphs Herz in den Stunden des Gedenkens an die Heimat und die Freunde aus der kleinen Stadt bewegte. Worte, in denen

das große Erleben nachklang, Worte, über denen das Kommende als Befehl stand. Hans Rudolph's Briefe waren alle Zeit Bekenntnisse der Kraft, der Stärke und der gläubigen Zuversicht. Aus seinen Briefen sprach stets eine bezaubernde Schönheit und Bildhaftigkeit gerade in der Knappheit ihres einfachen, immer kräftig fortfließenden Ausdruckes.

In den Briefen des Archidiakonus von St. Marien, der täglich und stets sehr ausführlich sowohl an die Marquise von P. wie an den Freund schrieb, stehen die Gedanken nach dem wahren Sinn des Lebens im Vordergrund, in ihnen klingt vorwiegend das Mitleid mit der unter dem Kriege leidenden menschlichen Kreatur und der Drang des gläubigen Herzens nach religiöser Gewißheit durch. Hier findet sich weitgehend ein Denken in höheren Zusammenhängen, eine Einordnung in größere Werte. Hier wird gesehen, daß jeder, der den Weg des Krieges mitgeht, dessen gewiß ist, daß irgendwie sein kleines und armes Leben miteinbezogen ist in den starken Machtbereich der Ewigkeit, daß alle Schuld und Not unseres Lebens gewendet und vergeben wird durch Einsatz, daß gerade der so oft im Dunkel stehende und aushaltenmüssende Soldat, über dem allezeit die Schatten des Todes liegen, etwas weiß von der tiefen und heiligen Freude Gottes, die niemand und nichts uns nehmen kann. Der Archidiakonus von St. Marien brachte die Mühe auf, täglich zu schreiben, weil er wollte, daß es eine Kette sein sollte der Verbindung mit den von ihm geliebten Menschen, eine Kette ohne Ende, eine ewige Kette. Darauf kommt es ja an im Kriege, daß wir uns alle bewußt sind, Glieder einer Kette zu sein, und daß wir treu erfunden werden als solche.

Aus den Briefen der Marquise von P. spricht die Sehnsucht des in allen Tiefen aufgewühlten Weibes. Ihre Briefe an Hans Rudolph zeigen die geistig hochstehende Frau im Kampf mit den durch die Trennung von dem Geliebten hervorgerufenen Angstzuständen. Diese Schreiben lassen die Sehnsucht einer Frau erkennen, die jetzt zufolge der Abwesenheit des Geliebten innerlich weitgehend hilf- und ratlos und in ihrer seelischen Erschütterung an der tiefsten Tragik des menschlichen Seins angelangt war. In dieser Sehnsucht lag eine Kraft, die so verwirrend war, daß sich für die Marquise von P. alle Dinge mit einer unheilvollen Düsterteit überzogen. Ihr ganzes bisheriges Leben zerbrach in diesen Monaten und sie starb gewissermaßen bei lebendigem Leibe. Dieser Zustand grub tiefe Spuren in die Züge der einst so schönen Frau. Sie saß zu dieser Zeit oft unbeweglich in dem dunkelnden Zimmer und über ihr schwach nur erhelltes Gesicht zogen dann die Schatten des Schicksals, die Erkenntnis unentrinnbarer Zusammenhänge. Bis ins innerste Mark hinein war die Marquise von P. durch die Begegnung mit Hans Rudolph

und durch die dann bald folgende Trennung durch den Krieg getroffen worden. So war es für sie, die zum ersten Male an sich selbst die unendliche Gewalt der eigentlichen Liebe kennenlernte, selbstverständlich, den Qualen und der Seligkeit dieser Liebe auch in ihrem Schriftwechsel Ausdruck zu geben. Die Marquise von P. hat sich ihrerseits als Frau nicht gescheut, die allumfassenden Eigenschaften ihrer Liebe und ihrer Gefühle in offener, ehrlicher Form in diesen Briefen anklingen zu lassen, schon aus dem Grunde, weil doch jederzeit die Möglichkeit bestand, daß ein tragisches Geschick dem allen ein jähes Ende bereiten könnte. Zufolge dieser besonderen Wesenheit der Umstände finden sich deshalb wohl öfters auch in ihren Schreiben besondere Töne. Zuweilen standen der Marquise von P. in ihren Briefen unvergleichliche Ausdrucksmittel und eine vielfältig feine Sprache zur Verfügung, um die sublimsten Gemütsbewegungen zum Ausdruck zu bringen. Oft wenn sie in ihren Schreiben ein besonderes Gefühl schildern wollte, begann sie wohl mit einer besonderen Idee, einem eigenen Einfall und entwickelte und führte das dann alles in häufig feinsten Form und sorgfältigstem Aufbau aus. Man sah den Mitteilungen der Marquise von P. an, daß diese Frau oft genug beim Schreiben alles um sich herum vergessen haben mußte. Wenn Freudlosigkeit und Hoffnungslosigkeit immer quälender wurden, wandten sich die Briefe von der Wirklichkeit ab, um in Träume zu versinken. Diese Träume erfaßten dann die ganze Seele, ließen alles Drückende, alle Sorgen und Aengste vergessen und schufen unabhängig von der rauhen Wirklichkeit das Glück der Phantasie.

Die in der Trennung von dem Geliebten liegende Tragik verdoppelte sich für die Marquise von P. jedoch insofern, als Hans Rudolph fortfuhr, ihre Gefühle für ihn teilweise zu verkennen, sie weiterhin in gewissem Sinne abzulehnen und zurückzuweisen. Als unter dem Eindruck ihrer gleichwohl ständig fortgesetzten Fürsorge und Anteilnahme an dem Kriegerdasein und dem Soldatentum Hans Rudolph's dieser endlich nach langer, langer Zeit die Größe und Reinheit der ihm entgegengebrachten Liebe zu begreifen und nunmehr seinerseits in seinen Briefen eine weitaus innigere Sprache anzuschlagen begann, war es bereits zu spät. Die Liebe und die Leidenschaft der Marquise von P. für Hans Rudolph waren bereits im Abklingen und sie versuchte nicht, sie künstlich von neuem zu entfachen. Es hätte nicht erst des Todes des Archidiakonus von St. Marien bedurft, diese Entwicklung herbeizuführen, nein diese Vorgänge waren wohl bereits im Keime des ganzen Geschehens so zu Grunde gelegt. Der Tod des Archidiakons von St. Marien hat den Ablauf der Dinge nur beschleunigt.

„Vater unser der Du bist im Himmel“, mit diesem Gebet hatte der Archidiakonus von St. Marien eben einigen gefallenen Kameraden still und umsichtig den letzten Liebesdienst erwiesen, ließ sie tiefer betten und das Kreuz zu ihren Häupten richten. Da setzte, noch ehe er das Amen des Gebetes ausgesprochen hatte, dröhnend die wuchtige Orgel des Krieges über ihm ein. Ueber die frischen Gräber hinweg schlugen plötzlich feindliche Granaten ein und taten ihr todbringendes, grausiges Werk. Mit äußerster Anspannung aller Kräfte ließ sich der schwer getroffene Archidiakonus von St. Marien noch Papier und Feder reichen und schrieb auf ein kleines Blatt: „Liebe Désirée! Dies ist nun das Ende und die Erlösung. Ich verlasse diese Welt unter bitteren Schmerzen, aber ich sehe schon ahnend im Geiste ein glücklicheres Dasein. Mein ganzer Dank und meine ganze Liebe hat immer nur Euch gegolten, Dir und Hans Rudolph“.

Hier brechen die Aufzeichnungen des Archidiakonus von St. Marien ab. Nicht einmal mehr seine Namensunterschrift hat er noch unter das Papier setzen können. Der schon adressierte Brief gelangte an die Marquise von P. mit der hinzugefügten Mitteilung des Divisionskommandeurs, daß der Archidiakonus von St. Marien im Kampfe für Großdeutschland gefallen sei. Die Marquise muß später den Brief zu den übrigen Papieren des Archidiakonus von St. Marien zurückgegeben haben, denn beim Ordnen seines mir übergebenen Nachlasses fand ich ihn dort. Das Schreiben trägt noch das Datum des Empfangstages, das die Marquise von P. darauf vermerkt hat: Totensonntag. Gerade an diesem letzten Sonntag im Kirchenjahr, dem Totensonntag, den unsere Kirche einst vor mehr als 100 Jahren als Erinnerung an die Gefallenen des Freiheitskrieges eingesetzt hat, ist dieses Schreiben im gegenwärtigen Großen Kriege in die Hände seiner Empfängerin gelangt.

Schmal ist das Tor zum Heiligtum der deutschen Seele. In seinen Formen und Maßen wuchtig und schwer, edel und schön. In der Mitte der großen scheidenden Bewegung des Eingelassen- und des Ausgeschlossenwerdens steht das Tor als einfaches, allen Menschen verständliches Zeichen. Es ist zum Sinnbild geworden zwischen dem Innen und Außen, zwischen Heimat und Fremde, zwischen Leben und Tod. So ist auch das Tor zum Soldatenmal in O. Der Gedenkraum ist mitten aus dem blutgetränkten Felde gehöhlt. Die Einzelgräber einer Armee von Gefallenen umdrängen ihn. Dort schläft auch der Archidiakonus von St. Marien den letzten Schlaf.

Wir kommen alle aus der Welt
Und gehen über Gottes Feld.
Wir gehn allein, zu zweit, zu dritt
Die Zeit ist groß, die Zeit geht mit,
Wir gehn als Dort, als Stadt und Land

Der Engel leuchtet mit der Hand.
 Und gehn als Völker, weh getrennt
 In Gottes ewigen Advent.

Die Marquise von P., da sie reich war und über viele Beziehungen zu einflußreichen Personen des öffentlichen Lebens verfügte, versuchte sofort, den gefallenen Freund aus dem östlichen Kampfraum in die Heimat überführen zu lassen. Da machte man sie darauf aufmerksam, daß ein deutscher Soldat, der für Deutschlands Größe und Zukunft gefallen sei, in der durch sein Blut geweihten Erde ruhe. Er ruhe bei seinen Kameraden, mit denen er gekämpft und mit denen er das Höchste, sein Leben für das Vaterland geopfert habe. Die draußen Gebliebenen würden fragend ihre Stummheit durchbrechen: „Kamerad, wohin gehst Du? Warum verläßt Du unsere Gemeinschaft“. Da erkannte auch die Marquise von P., daß sie dem gefallenen Freunde keinen Dienst der Liebe erwiese, wenn sie ihn aus der Gemeinschaft der Kameraden entführe, zu denen er in seinem letzten und höchsten Leben, wie auch in seinem Tode selbst gehört habe. So schläft der Archidiakonus von St. Marien weiter auf dem deutschen Heldenfriedhof in O., ein schlichtes Kreuz auf seinem Soldatengrabe. Dies ist nun meine Ruhestätte für immer und hier will ich wohnen an dem Orte, den ich mir erwählte (Ps. 132. 14). Der Archidiakonus von St. Marien ist befriedet nach Hause gegangen, weil er sich geborgen wußte in seinem Heiland, der selbst am Kreuze gestorben ist. Oft hatte er ja den Kameraden im Namen Gottes verkündigt: „Du siehst ihn nicht, trotzdem ist er doch da“. Von weit her hatte ihn, den Archidiakonus von St. Marien, jetzt der Weg zu diesem Anblick der letzten, unvergänglichen Einung geführt. Da der Mensch unruhig ist, bis daß er in Gott ruht, mag die Unruhe auch die treibende Kraft dieses Lebens gewesen sein. Er hat in Not und Sehnsucht gelebt, gesprochen und geschrieben, weil ihn sein unerlöstes Leben dazu drängte. Der Archidiakonus von St. Marien ist sich in seinem kurzen Leben der Aergernisse, Sünden und Torheiten dieser Welt bewußt gewesen. Er kannte die Verwirrung und Verwechslung der Begriffe dieses Daseins, er wußte um Freude und Sorge, Armut und Reichtum des Innenlebens, um Glaube und Liebe. Nirgends und niemals bewähren sich Glaube und Liebe so als in Kriegszeiten. In diesem Glauben, in dieser Liebe fand der Archidiakonus von St. Marien heim zu Gott. Sein letzter Atemzug, sein letztes Gedenken galten den beiden von ihm über alles geliebten Menschen der kleinen Stadt.

Man hat mich gebeten, die Chronik des Archidiakonus von St. Marien und die christliche Persönlichkeit ihres Verfassers näher zu analysieren. Ich habe das abgelehnt. Die Chronik ist letzten Endes nichts anderes als schlichte Wortverkündigung und damit doch zugleich das größte, was ein Theologe geben kann. Das Leben des Archidiakonus von St. Marien ist nur im Zusam-

menhang mit seinen Taten und seinen Werken zu verstehen, in denen er die Struktur seines Geistes so kundgegeben hat, wie sich überhaupt jemand in seinen Schöpfungen offenbaren kann. Und in Liebe selbst innezuhalten an der Grenze des Verstehens und des Deutens der Chronik, scheint mir das beste Zeugnis zu sein für dieses in jeder Hinsicht wunderbare Buch.

Statt dessen habe ich mich bemüht festzustellen, was weiterhin aus den beiden anderen Menschen geworden ist, die in der Chronik des Archidiakonus von St. Marien eine so große Rolle gespielt und die den Inhalt seines Lebens gebildet haben. Nach dem, was ich noch ermitteln konnte, ist auch ihr weiteres Leben ganz anders verlaufen, als es vielleicht zu erwarten gewesen wäre.

Die Marquise von P. hat den Kaufmann Hans Rudolph nicht geheiratet. Der Krieg dauerte noch lange Zeit. Die Erschütterung, die der Tod des Archidiakonus von St. Marien in ihr hervorgerufen hat, muß der Marquise von P. späterhin auch ihre Liebe zu Hans Rudolph in einem anderen Lichte haben erscheinen lassen. Es ist, als ob die Liebe dieser beiden Menschen letzten Endes nur durch die verbindende Anteilnahme des Archidiakonus von St. Marien zu erklären gewesen sei, nur in ihr Bestand und Gewährleistung gefunden hätte. Zwischen dem Kaufmann Hans Rudolph und der Marquise von P. ist nie ein Zerwürfnis eingetreten, aber sie haben sich niemals wieder gesehen. Die Marquise von P. brach eines Tages aus mir nicht bekannt gewordenen Gründen so intimen, lange bewährten Briefwechsel mit ihrem Freunde ab und ging in das Ausland. Dort lebte sie schon lange, als Hans Rudolph nach mehreren Jahren harten Kampfes endlich unverehrt und zum Manne gereift aus dem Krieg in die kleine Stadt zurückkehrte. Im Ausland hat sich die Marquise von P. der Bühne zugewandt, zu der ihre Schönheit, ihr Talent, ihr Geist sie von jeher befähigten. In ihrem Hause verkehrte späterhin, als sie längst die weit über die Grenzen Europas hinaus anerkannte Künstlerin geworden war, die geistige Gesellschaft aus vielen Ländern. Innerlich ist die Marquise von P. späterhin ganz einsam und den Menschen und der Liebe nur noch nahe gewesen in der Welt des Theaters, im Licht der Bühne. Einst hieß ihr Leben Sehnsucht, jetzt Erinnerung. In ihrem neugewählten Beruf hat die Marquise von P. alle ihr verfügbaren Geisteskräfte auf eine verinnerlichte Darstellung der Liebe verwandt. Verherrlichung der Liebe war das ganze heiße Anliegen dieser Kunst, die ihre großen Mittel mit souveräner Klugheit verwaltete und mit ebenso kühner, wie überlegener und szenisch völlig bedenkenloser Weise zur Wirkung brachte. Das Wesen ihres Künstlertums war die Versinnlichung der Liebe und ihrer Wirkung auf die Welt geworden. Das Geheimnis der Liebe sollte durch ihre Kunst sichtbar, die Offenbarung der Liebe durch das Medium der schau-

spielerischen Handlung gegenständlich werden. Von der Liebe her wollte sie Licht ausbreiten über alle Weiten der Welt und in die Tiefe ihrer Abgründe und die Leidenschaften des Daseins. Das Los des Menschen, das auf seiner Beziehung zur Liebe und zu Gott gegründet ist, sollte in einer die Herzen und Geister bewegenden Handlung entfaltet werden. Der Mensch sollte handelnd, leidend und irrend sein Wesen dartun im Lichte der Liebe und unter dem Anspruch Gottes. Am Anfang ihres Daseins mag vieles gleichsam im dunkel gelegen haben. Jetzt war ein heiliges Feuer in der Marquise von P. entbrannt und hatte sie durchläutert. Jetzt am Ende waren alle Dinge von einer Klarheit verzehrt und zum Gleichnis der Wahrheit geworden. Der letzte Schleier fiel dahin und in dieser großen Darstellungskunst wurde gewissermaßen die Schöpfung Gottes transparent. Wenn wir lesen, daß am Ende der Aufführungen die Zuschauer oft minutenlang regungslos und in heißen Tränen verharrten, so können wir daraus ermessen, wie groß die fast sakramentale Wirkung der Künstlerin gewesen sein muß. Ihre größte und erfolgreichste Bühnenrolle, in der sie bekanntlich ganz Lateinamerika in ihren Bann geschlagen hat, wurde und blieb die der Julia in Calderon de la Barca's „Andacht zum Kreuz“. Dort spricht sie die ewig unvergänglichen Verse der Liebe:

Wie verkehrt und widerstrebend
Wirkt die Liebe! Da Eusebio
Mich mit tausend Tränen flehte,
Wandt ich mich von ihm und jetzt
Fleh ich ihn, weil er sich wendet.
So geschaffen sind wir Frau
Daß wir unserm Wunsch entgegen
Selbst den Gegenstand der Liebe
Nimmer zu beglücken streben.
Niemand werbe doch um uns.
Wenn er will den Preis erwerben
Denn geliebt, verschmähen wir.
Lieben, wenn man uns verschmäht.

Dieselben Verse, die sie vor Jahren und in glücklicheren Zeiten einmal auch für ihre Freunde in der kleinen Stadt gesprochen hatte.

Die Abendsonne fällt durch die gemalten Fenster von St. Marien in den Chor der Kirche. Auftut sich die Tür und in den leeren Raum des Gotteshauses tritt aufrechten Schrittes ein breitschultriger Mann, gebräunt und leuchtenden Blickes wie ehemals. Die Jahre konnten ihm nichts anhaben. Aber er ist trotzdem gezeichnet. Sein Gesicht ist schmaler, knochiger geworden, seine Hände sehniger als damals. Aber der strahlende, alles durchdringende Glanz der dunklen Augen ist geblieben. Das ganze Wesen des Menschen zeigt, daß er ein Mann ist, dem die tiefsten Bewegungen des Lebens zuteil geworden sind. Es ist der Kaufmann Hans Rudolph, der als einziger aus dem Kreise dieser Menschen der kleinen Stadt treu geblieben ist. Mit dem ihm inne-

wohnenden Fleiß und seiner Betriebsamkeit hat er sein Geschäft zu dem Angesehensten und Geachtetsten der kleinen Stadt ausgebaut. Selten geht jemand an dem Geschäft vorbei, ohne nicht wenigstens eine Kleinigkeit dort einzukaufen und die Lieferungen erstrecken sich über das Gebiet des ganzen Regierungsbezirkes. Von Hans Rudolph sind die Härten, die einst sein Bild verdunkelten, abgefallen und einer wunderbaren, zutiefst menschlichen Gelöstheit gewichen. Der Tod des Freundes und der Verlust der von ihm so heiß geliebten Frau haben auch ihn im Innersten bewegt und erschüttert. Er ist sein ganzes späteres Leben hindurch ergriffen gewesen von dem inneren Adel und der Reinheit der Liebe, die ihm hier in der kleinen Stadt einstmals entgegengestrahlt war.

Die Geschehnisse haben ihm bewiesen, daß es keine gegenständliche dingliche Wirklichkeit gibt, sondern daß nur eine menschliche Wirklichkeit uns umgibt. Das heißt, daß alles was ist nur eine Summe von Seinsmöglichkeiten des unendlichen Menschen ist. Der Begriff des Menschen und des Menschenmöglichen ist dem Kaufmann Hans Rudolph auf Grund dieser außerordentlichen Vorgänge in seinem Herzen und seiner Seele klar geworden. In dieser Erkenntnis versäumt er niemals, abends nach Geschäftsschluß noch die wenigen Schritte über den Marktplatz der kleinen Stadt nach St. Marien zu gehen. Dort verweilt er täglich einige Minuten stillen Gedenkens in der Erinnerung an die einst geliebte Frau und den toten Freund, den Archidiakonus von St. Marien, dessen Seele sonnenklar gewesen war in der ungebrochenen Hingabe an Gott und an ihn selbst.

Abgeschlossen im März 1943.